

VERENA RABE

dot
books

Ein **Lied**
für die
Ewigkeit

Roman



schnitt, als er sich die Kissen hinter den Rücken stopfte.

Erkennt mich Chaim überhaupt, fragte er sich, doch dann wurde ihm klar, dass er nur in seiner Einbildung existierte. Obwohl sein Freund stumm blieb, fragten seine Augen ihn, warum alles so gekommen war.

»Warum quälst du mich?«, raunte John dem Wesen aus seiner Einbildung mit heiserer Stimme zu. Schweigen. Chaim sah ihn unverwandt an.

»Komm schon, rede mit mir. Bitte«, sagte John.

»Warum habt ihr mir das angetan?«, fragte Chaim plötzlich mit seiner leisen, melodischen Stimme.

»Ich wusste nicht, dass ...«, stotterte John. Er wollte es ihm erklären, sich dadurch reinwaschen, aber er konnte es nicht. Er brachte keinen weiteren Ton heraus. John wachte auf. Er schaltete den Fernseher ein, um die Gedanken an Chaim zu vertreiben, aber es gelang ihm nicht.

Seine Erinnerungen kehrten immer wieder zu jenem Tag im Sommer 1936 zurück, an dem er voll Tatendrang auf der »Manhattan« in Hamburg einlief und dachte, jetzt begänne das große Abenteuer. Sein zweiter Gedanke galt damals Chaim, er wollte ihn so schnell wie möglich wiedersehen, denn nur durch ihn hatte er den Mut gefunden, sich nach dem Jahr in Hamburg seinem Vater zu widersetzen und nicht Kaufmann zu werden, sondern nach New York zu gehen. Chaim hatte ihm damals in Hamburg eingeredet, dass er ein großartiger Auslandskorrespondent werden könnte. Aber keiner der Chefredakteure der großen Zeitungen, mit denen er in New York sprach, hielt ihn für sehr begabt, und so landete er im Sportressort eines Magazins. Drei Jahre verbrachte er in Baseballstadien, stickigen Umkleidekabinen und billigen Hotelzimmern und schrieb über zweitklassige Spiele, anstatt aus den Krisengebieten der Welt zu berichten. Und die ganze Zeit beantwortete er Chaims Briefe nicht, die ab und zu aus Hamburg kamen, weil er sich schämte und nicht zugeben wollte, dass es mit der großen Karriere nichts geworden war. Aber dann bekam er den Auftrag, als Ersatz für einen verunglückten Kollegen nach Berlin zu den Olympischen Spielen zu fahren, und da wusste er, dass Chaim auf ihn stolz sein würde und er jetzt bereit für ein Wiedersehen war.

Sofort nach der Ankunft in Hamburg ließ er sich zum Grindelviertel fahren, wo Steinbergs damals gewohnt hatten. Er hatte ihnen schon vom Schiff telegraphiert. Er nahm ein Taxi in die Stadt, fand sich gleich wieder zurecht, freute sich über die vertrauten Gebäude, merkte aber gleichzeitig, dass sich etwas verändert hatte. Es wurden viele Häuser gebaut, es gab eine Unmenge Baustellen. Irgendwie wirkte alles sauberer, steriler. Als sie den Jungfernstieg entlangfuhren, bemerkte John, dass die Mode sich in Deutschland in den vergangenen Jahren sehr verändert hatte. Die Frauen trugen jetzt Röcke, die bis übers Knie reichten, irgendwie sah das altbacken aus, sie hatten kleine altmodische Hüte auf dem Kopf, und ihre Frisuren waren wieder länger als 1932, irgendwie gewellt und brav. Wo waren die exaltierten Mädchen mit den Bubiköpfen, die er damals in Hamburg kennengelernt hatte? Sie waren nie ungeschminkt ausgegangen, und John erinnerte sich noch daran, wie ihre Lippen geschmeckt hatten, nach Erdbeere, Zitrone, Vanille. Die Frauen, die er jetzt aus dem langsam fahrenden Wagen sah, gefielen ihm nicht. Sie wirkten allesamt sauber und jungfräulich. War er wirklich nur vier Jahre nicht in Deutschland

gewesen? Ihm schien es, als ob hier eine ganz andere Epoche begonnen hatte.

Natürlich wusste er, dass die Nationalsozialisten viel verändert hatten, aber dennoch erschreckte es ihn, dass die Unterschiede zu früher so gravierend waren. Es schien auch keine Bettler mehr zu geben. Eigentlich hätte er ja froh über die Entwicklung sein sollen, aber er fand die Atmosphäre in der Stadt beklemmend. Und zum ersten Mal fragte er sich ernsthaft, was Chaim und seine Familie in den vergangenen Jahren vielleicht hatten erdulden müssen. Er beschloss, vom Hotel Vier Jahreszeiten aus zu Fuß ins Grindelviertel zu gehen, und war erleichtert, als er feststellte, dass um die Universität herum alles beim Alten geblieben zu sein schien.

Er eroberte sich die Straßen zurück, die er von früher noch genau kannte. Er ließ seinen Blick über die Fassaden wandern. Die Rosetten, Putten, Gesichter, Figuren aus Stuck, die am Gemäuer der mehrstöckigen Häuser klebten, rührten ihn. Die Blätter der uralten Kastanien, unter denen er ging, raschelten, wenn der Wind leise durch die Kronen strich, und er lauschte dem Geräusch seiner Absätze auf dem Kopfsteinpflaster. Die Stadt mit ihrer Hektik war hier weit weg. Aber etwas hatte sich verändert. Überall standen Schilder in den Vorgärten: »Zu verkaufen«, las er, viele der kleinen Geschäfte in den Souterrains waren verschwunden.

Er kam an den Bornplatz zur Synagoge und erinnerte sich, wie Chaim ihn das erste Mal dorthin mitgenommen hatte. Er hatte ehrfürchtig in einer der hinteren Bänke zwischen schwarz gekleideten Männern gesessen. Der Gesang des Rabbis hatte bald seine Gedanken zum Stillstand gebracht, und es war eine tiefe Ruhe in seinem Inneren eingekehrt.

Jetzt erreichte John das Haus mit der verglasten Jugendstiltür, die Einblick in ein Marmortreppenhaus bot. Die Bronzetafel »Dr. jur. Steinberg und Partner« hing noch. John stieg die Treppen hinauf, an der Kanzlei im Hochparterre vorbei, und im zweiten Stock klingelte er. Ein altes Dienstmädchen öffnete ihm mit mürrischem Gesichtsausdruck und fragte herablassend, wer er sei. Warum beschäftigten die Steinbergs Christel nicht mehr, fragte sich John. Und wie konnte Frau Steinberg, die immer Wert auf Freundlichkeit gelegt hatte, eine so unsympathische Hilfe ertragen?

Zuerst erkannte John den Mann im Halbdunkel der Diele nicht. Dann erschrak er. Das war Herr Steinberg, aber mit grauem Haar, zerknittertem Gesicht und gebeugtem Rücken.

»Herr Smithfield, kommen Sie herein. Meine Frau ist schon den ganzen Tag wegen Ihres Besuches ganz aufgeregt«, sagte Herr Steinberg. John ging hinter ihm her und konnte es kaum fassen, wie sehr Chaims Vater in den vergangenen vier Jahren gealtert war. Frau Steinberg empfing ihn im Wohnzimmer. Die orientalischen Teppiche und die Aquarellbilder an den Wänden, Stilleben und Landschaften, die kostbaren Vasen auf den niedrigen Tischen, die Biedermeiermöbel: Alles sah noch genauso aus, wie er es verlassen hatte, und doch war nichts mehr wie früher. Die Fröhlichkeit war aus den Räumen gewichen. Auf dem Flügel im angrenzenden Musikzimmer stapelten sich Noten, aber wo war Chaim? Heute war Freitag, und den Sabbatbeginn verbrachte er doch immer bei seinen Eltern? Langsam wurde John unruhig. Wo war Chaim?

Frau Steinberg erhob sich aus ihrem Sessel und streckte John beide Hände entgegen. »John«, sagte sie, »ich freue mich so, Sie zu sehen. Setzen Sie sich und leisten Sie mir Gesellschaft. Mein Mann geht gleich in die Synagoge. Sie bleiben doch zum Abendessen?«

John konnte ihr nicht folgen, er begann zu stottern, aber Frau Steinbergs milder Blick beruhigte ihn. In seinem Kopf öffnete sich langsam die Schublade, in der er seine Deutschkenntnisse verstaut hatte.

»Sie haben Neuigkeiten von meinem Sohn? Wissen Sie, wie es ihm geht, wo er ist?«, fragte Frau Steinberg unvermittelt, als sie allein waren.

»Lebt er nicht mehr in Hamburg?«, fragte John erstaunt zurück.

»Nein, er ist in Berlin. Ich habe seit zwei Jahren nichts mehr von ihm gehört«, antwortete Frau Steinberg. Sie begann zu schluchzen und verbarg ihr Gesicht hinter ihrem Taschentuch.

»Entschuldigen Sie, Herr Smithfield. Ich möchte Sie nicht belästigen.«

»Was... ist denn geschehen?«, stammelte John.

»Fragen Sie nicht.«

Sie wehrte weitere Fragen mit einer Handbewegung ab und sah auf die Uhr.

»Ich muss jetzt Ruth helfen, das Essen anzurichten. Bitte bringen Sie das Gespräch nicht auf meinen Sohn, solange mein Mann dabei ist.« Frau Steinberg stand auf und sah John flehend an.

Sie setzten sich um den großen Eichentisch, auf dem der »gefüllte Fisch« und das Sabbatbrot schon angerichtet waren. Frau Steinberg zündete die Sabbatkerzen an und zog die Vorhänge zu. Herr Steinberg füllte einen Becher mit Wein und las das Ende der Schöpfungsgeschichte. Außer John schien sich keiner daran zu erinnern, dass das früher Chaims Privileg gewesen war. »Gepriesen seiest du, Herr, unser Gott, der die Frucht des Weinstockes ist.« Herr Steinberg schnitt die beiden Sabbatbrote, tauchte sie in etwas Salz und verteilte sie.

John konnte vor Nervosität fast nichts essen. Er dachte die ganze Zeit an Chaim. Wie oft hatten sie so zusammengesessen und sich über den Tisch vielsagend angesehen, wenn Chaims Vater wieder über irgendetwas dozierte, was sie beide überhaupt nicht interessierte. Er stocherte in seiner Portion herum und wartete ungeduldig auf das Ende des Essens. Er wollte Ruth, die auch dazugekommen war, nach Chaim fragen. Endlich erhob sich Herr Steinberg und verschwand wortlos in der Bibliothek. Frau Steinberg ging in die Küche.

»Was ist mit Chaim geschehen?«, fragte John.

»Sie hat dir nichts erzählt? Typisch für sie«, sagte Ruth.

»Chaim ist vor drei Jahren weggegangen und hat den Kontakt zu uns abgebrochen.«

»Das passt gar nicht zu ihm.«

»Er hatte eine Stelle als Assistent des Musikalischen Leiters am Hamburger Stadttheater in Aussicht, und die hat er nicht bekommen, weil er Jude ist. Nachdem er die Nachricht erfahren hatte, sprach er tagelang nicht und verweigerte jedes Essen. Dann verschwand er plötzlich. Er meldete sich Wochen nicht. Ich dachte schon, er hätte sich umgebracht, dann schrieb er mir eine Postkarte aus Sylt und bat mich, seine Kleider und Noten zu packen und sie ihm zu schicken. Ich bin gleich hingefahren und fand ihn zu Füßen einer Bildhauerin, Hannah. Die hatte ihm eingeredet, dass es verkehrt sei, nach der jüdischen Tradition zu leben. Er gab uns die Schuld daran, dass er Jude ist und deshalb nicht arbeiten kann – wie absurd! Irgendwann habe ich es aufgegeben, ihn davon überzeugen zu wollen, wieder nach Hause zu kommen, und bin nach Hamburg zurückgekehrt. Hannah nahm ihn dann mit nach

Berlin. Das war vor drei Jahren. Meine Mutter hat ihn dann noch einmal ohne Wissen meines Vaters besucht. Und dann ist er umgezogen, wir haben seine Adresse nicht.«

John fühlte sich unwohl und verabschiedete sich bald. In der Diele fing ihn Herr Steinberg ab.

»Bitte informieren Sie mich sofort, wenn Sie Kontakt mit meinem Sohn aufgenommen haben, ich muss ihn unbedingt sehen«, sagte er.

Er versprach Herrn Steinberg, alles zu tun, um Chaim zu finden, obwohl er keine Ahnung hatte, wie er das in einer so großen Stadt wie Berlin anstellen sollte.

Als sie Johns Stimme am Telefon hörte und sie sofort erkannte – sie hatte sich überhaupt nicht verändert, schien es Elisabeth – bekam sie Herzklopfen. Sie musste ein paar Mal tief ein- und ausatmen, um sich ihre Aufregung nicht anmerken zu lassen. Er hatte nur gesagt:

»Hallo, hier ist John. Ich bin doch nach Berlin zu Chaims Konzert gekommen. Kann ich dich heute Nachmittag sehen?«

Er hatte diese Frage auf Deutsch gestellt, und sein Akzent war genauso drollig gewesen wie damals. 1936 hatte er sich mit dem harten R abmühen müssen, denn damals konnte sie kein Englisch, jetzt beherrschte sie es fließend.

»Das klingt fantastisch, als ob du Engländerin wärst«, lobte John.

»Wie schön, dass du es geschafft hast zu kommen. Chaim hätte sich sehr gefreut«, antwortete sie.

Dann wusste sie nicht mehr, was sie sagen sollte. Sie hörte ihm zu, wie er erklärte, dass Ruth nicht zum Konzert kommen konnte und dass er als ihre Vertretung da sei. Eigentlich ging es ihr gar nicht um seine Worte, sondern nur um den Klang seiner Stimme. Sie war erstaunt darüber, dass ihr Herz immer noch schneller klopfte als gewöhnlich. Nach all den Jahren, dachte sie.

»Heute Nachmittag habe ich Zeit«, sagte sie. »In welchem Hotel wohnst du?«

»Im Kempinski Hotel Bristol am Kurfürstendamm.«

»Du hast wohl noch immer eine Vorliebe für gute Hotels?«

»Ich weiß eigentlich nicht, meine Sekretärin bucht die Hotels. Und ich kenne kein anderes in Berlin.«

»Wir können uns im Café Kranzler treffen. Das kennst du bestimmt. Um vier. Draußen, an einem der Tische auf dem Bürgersteig.«

»Gut, Elisabeth. Ich bin da«, sagte er.

Wird er mich wiedererkennen, fragte sie sich, als sie aufgelegt hatte. Sie betrachtete sich in ihrem großen Schlafzimmerspiegel. Bis auf ihre Hände mochte sie sich. An ihren Händen erkannte man ihr wahres Alter. Sonst sah sie jünger aus als 66. Vor zehn Jahren hatte sie aufgehört, in Klubs aufzutreten, obwohl sie nach wie vor gefragt war und ihr Repertoire aus Blues und Chansons alle Moden überstanden hatte. Aber sie fand, dass ihre Hände zu alt wirkten. Ihre Stimme klang immer noch ungewöhnlich, fast wie die einer

Schwarzen, hatte mal jemand geschrieben, und sie hatte es als Kompliment aufgefasst. Nein, sie hatte nicht wegen ihrer Stimme aufgehört, sondern wegen ihrer Hände, die jetzt faltig waren und auf deren Handrücken sich Altersflecken zeigten, jeder konnte ihre Hände in aller Ruhe betrachten, wenn sie das Mikrofon hielt und sang. Und sie war überzeugt, dass Lieder über Leidenschaft und Liebe nicht zu diesen Händen passten.

Was wird John denken, wenn er sieht, wie ich lebe, fragte sich Elisabeth. Ich bin nicht mehr jung, nicht gerade berühmt und besitze nichts außer einer klapprigen Ente und einem Klavier, habe weder Kinder noch Mann. Und ich unterrichte Hausfrauen, die meinen, dazu berufen zu sein, Cole-Porter-Songs zu singen, dachte sie zynisch. Wird ihm das gefallen?

Sie verstand nicht, warum sie sich plötzlich so kritisch sah. Eigentlich mochte sie ihre Arbeit als Lehrerin. Auch die Arbeit mit den unbegabteren Schülerinnen, deren Augen während der Gesangstunde zu glitzern und die sich nach einer Zeit in den Hüften zu wiegen begannen. Sie verabschiedeten sich mit geröteten Wangen und liefen beschwingt, aber vollkommen unrhythmisch die hölzernen Treppen des Mietshauses hinunter, und Elisabeth verzieh ihnen dennoch immer wieder, was sie den fantastischen Songs von Cole Porter mit ihrer mangelnden Begabung angetan hatten.

Sie unterrichtete auch junge Jura- und Betriebswirtschaftsstudentinnen, die diese Fächer aber nur studierten, weil es von zu Hause so vorgesehen war, wie sie behaupteten und ihr oft versicherten, dass sie eigentlich Musikerinnen werden wollten, sich aber nicht trautes, diesen Schritt zu wagen. Diese Frauen fanden ihre kleine Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung entzückend. Sie liebten ihr Wohnzimmer, in dem der Flügel zu viel Platz wegnahm und große, bunte Kissen auf dem Boden lagen, die sie von ihren Reisen nach Mexiko mitgebracht hatte. Elisabeth sammelte auch kleine Skulpturen. Die meisten waren aus Stein, einige wenige sehr kleine aus Bronze, viele stellten Körper dar, meistens Frauenakte. Frauen mit runden Hintern und großen Brüsten; die abstrakten hatten Namen wie »Fruchtbarkeit« oder »Mutter«.

Elisabeth selbst hatte keine Kinder bekommen und es auch nie bereut. Sie war sich sicher, dass sie keine geduldige Mutter gewesen wäre, außerdem hatte es sich einfach nicht ergeben. Als sie mit Chaim zusammen war, hatte sie eine Zeit lang mit dem Gedanken gespielt, ihn dann aber wieder verworfen. Wie hätte sie es schaffen sollen in der damaligen Zeit und mit ihrem Beruf? Nach Chaim hatte sich die Frage nicht mehr gestellt, und sie war nie unglücklich darüber gewesen. Aber sie liebte es, junge Mütter mit ihren Kindern zu beobachten, jedenfalls die glücklichen, die ihre Babys mit einer sonst nie irgendwo wahrgenommenen Hingabe betrachteten. Wenn sie an die Blicke ihrer eigenen Mutter dachte, musste sie frösteln, denn sie waren, soweit sie sich erinnern konnte, immer abschätzend oder kalt gewesen.

Die Studentinnen unter ihren Schülerinnen, die in ihrer Freizeit bei ihr Unterricht nahmen, fühlten sich wohl in der unkonventionellen Wohnung, aber Elisabeth wusste, dass sie mit Mitte sechzig auf keinen Fall auf knapp siebzig Quadratmetern allein leben wollten, sondern davon ausgingen, dass ihr Wohnzimmer so groß sein würde, dass ein Flügel bequem in einer Ecke Platz fand.

Die liebste, aber auch die schwierigste Gruppe ihrer Schülerinnen waren solche Frauen wie Katja, ambitioniert, aber flatterhaft, dazu entschlossen, sich hauptsächlich mit Musik